

Krausdruck Herbst 1910

110

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Die Gräfin war nahe daran gewesen, umzukippen, als sie statt des Stützpunktes, den sie suchte, einen Stoß erhielt. Mit einem Schrei der Angst klammerte sie sich an den in tiefster Ehrfurcht dargereichten Arm des Lehrers, der die gnädige Frau zu ihrem Sitz geleitete und dann bebend vor Unwillen die Faust gegen Pabel erhob:

„Was tust? was fällt Dir ein — Spitzbube?“

Pabel deutete ruhig nach der Schnur des Rüstlers:

„Wenn das Strickerl reißt, ist sie ja tot,“ sprach er.

„Esel Esel — fort! hinaus!“ rief Habrecht, und der Junge gehorchte, ohne mit Abschiednehmen Zeit zu verlieren. Die Baronin beruhigte sich allmählich und sagte:

„Er ist blöddumm, aber er hat wenigstens eine gute Absicht gehabt.“

„Das weiß Gott,“ rief der Lehrer, — „wenn Euer Gnaden nur nicht so erschrocken wären!“

„Ach was! daran liegt nichts.“ Sie zog das Taschentuch und drückte es an ihre Stirn. „Viel schlimmer ist, daß ich einmal wieder inkonsequent gewesen bin . . . Wie oft habe ich mir vorgenommen: es bleibt dabei, meine Milada darf ihren Bruder nicht mehr sehen — und jetzt schicke ich ihn selbst zu ihr! . . . Keine Willenskraft mehr, keine Energie — der geringste Anlaß, und — mein festester Vorsatz ist wie weggeblasen.“

„Kommt vom Alter, Euer Gnaden,“ fiel Habrecht in liebenswürdig entschuldigendem Tone ein — „da können Euer Gnaden nichts dafür . . . Der Mensch ändert sich. Bedenken nur, Euer Gnaden! auch die Zähne, mit denen man in der Jugend die härtesten Nüsse knackt, beißt man sich im Alter an einer Brotkruste aus.“

„Ein unappetitlicher Vergleich,“ erwiderte die Baronin; „verschonen Sie mich, Schullehrer, mit so unappetitlichen Vergleichen.“

7.

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag schloß Pabel kein Auge. Er lag wie in Fieberhitze und meinte immer, jetzt und jetzt komme jemand ihm den Brief abzufordern, den ihm die Baronin am Abend überschickt hatte, und der ihm Einlaß ins Kloster verschaffen sollte. Sie konnte sich's überlegt, ihre Güte konnte sie gerent haben . . . Pabel kauerte sich zusammen auf seiner elenden Lagerstätte und sagte wilde Entschlüsse für den Fall, daß seine Besorgnisse in Erfüllung gehen sollten.

Indessen graute der Morgen, und Pabels eigene Hirngespinnste blieben seine einzigen Bedränger. Dennoch verließ die Unruhe ihn nicht. Schon um 4 Uhr stand er am Brunnen und wusch sich vom Kopf bis zu den Füßen, zog Hemd und Hose an und der Rock, der eine bedeutende Verschönerung erfahren hatte. Auf seiner schleißigsten Stelle, gerade über dem Herzen, prangte ein bunter Flicker, ein handgroßes Stück Zeug, das beim Zuschneiden von Binskas neuem Leibchen übrig geblieben war. Pabel nahm sich vor, es herabzutrennen und der kleinen Milada zu schenken, wenn es ihr so gut gefiele wie ihm.

Und so zog er rüstig und freudig aus und begegnete keiner lebenden Seele im ganzen Dorf. An der Mauer des Schlossgartens schlüpfte er besonders eilig vorbei, und nun ging's bergab und bergauf, immer mit der stillen Besorgnis: Wenn mir nur keiner nachläuft, um mich zurückzuholen.

Auf der Höhe angelangt, von der aus er vor fast zwei Jahren dem Wagen nachgeblitzt, der seine Schwester entführte, atmete er freier. Er besann sich, wie schön er damals die Türme der Stadt hatte glänzen gesehen. Heute lagerten Herbstnebel über ihnen und verbargen sie seinen Augen. Und auf dem Feld, das zu jener Zeit im Grün der jungen Halme geprangt, lagen große harte Schollen, vom Pfluge umgelegt. Dessen Schaufel einen Metallglanz auf ihnen hinterlassen hatte. Er schritt weiter, sein Ziel oft aus den Augen,

verfolgte es aber mit dem Instinkt eines Tieres; es fiel ihm nicht ein, daß er's verfehlen könnte.

Drei Stunden war er gewandert, da hörte er zum ersten Male deutlich den Schlag der Uhr von einem der Kirchtürme schallen, und langte bald darauf bei den kleinen Häusern der Vorstadt an.

Eine Brücke lag vor ihm, unter der ein gewaltiges Wasser rauschte. Er hatte nicht gewußt, daß es ein so gewaltiges Wasser gibt. Und das Wunder, das er anstaunt, Milada sieht es alle Tage, denkt Pabel; und Stolz auf die Schwester und Ehrfurcht vor ihr ergreifen ihn.

Am Brückenpfeiler sitzt ein altes Weib und hat Aepfel feil. Gewiß ist Milada Aepfel noch ebenso gern wie früher — wie wär's, wenn er ihr ein paar mitbrächte? Die Höckerin lehrt ihm den Rücken zu; sie kramt eben in ihrer Vorratskiste; ein paar Aepfel wegzumausen, wär eine kleine Kunst . . . Soll er? soll er nicht? — Eine innere Stimme warnt ihn: Gestohlenes Gut taugt nicht mehr für Milada . . . Er steht und zaudert.

Da wendet sich die Alte, sieht ihn, rühmt ihre Ware und läßt ihn zum Kaufe ein.

„Ich hab kein Geld,“ sagt Pabel zögernd.

Mit der Freundlichkeit der Höckerin ist es sogleich vorbei, und ihre Aufforderung lautet jetzt: „Wenn Du kein Geld hast, so pack Dich!“

Das ist wieder gewohnter Klang, Pabel fühlt sich angeheimelt, er fragt nun fast zutraulich nach dem nächsten Weg zum Fräuleinstift.

„Was willst Du im Fräuleinstift?“ brummt das Weib. „Wärst gestern gekommen. Am Samstag wird dort ausgeteilt.“

Pabel lügt; er weiß selbst nicht warum, und behauptet, das sei ihm wohl bekannt, wiederholt seine Erkundigung und wandelt, nachdem er Auskunft erhalten, einem Hause zu, das sich wie eine riesige gelb getünchte Schachtel am Ende des Platzes erhebt. Es hat aufallend kleine Fenster und an der Seite ein schmales Pfortchen, zu dem einige Stufen hinunterführen. Ratlos steht er lange davor, pocht, rüttelt an der Klinke, aber die bleibt unbeweglich und sein Pochen ungehört. Eine Schar kleiner Jungen kommt daher; einer von ihnen springt die Treppe zur Klosterpforte hinab, hängt sich an den Glockenstrang, läßt ihn plötzlich zurückschnellen und läuft davon. Ein Gelächter, das gar nicht enden wollte, drang aus dem Innern des Hauses; das Pfortchen öffnete sich, Pabel trat ein und stand wieder vor einer geschlossenen Tür; doch hatte diese ein Glasfenster und gewährte den Einblick in eine Halle, deren ziemlich niederes Gewölbe von freistehenden Säulen getragen wurde, und deren Wände mit Flecken bedeckt waren. Eine Nonne erschien, musterte den Besucher und fragte mit strenger Miene: „Warum schellst Du so stark? Was willst Du?“

„Meine Milada,“ stammelte Pabel. Es überkam ihn plötzlich, daß er sich unter einem Dache mit seiner Schwester befand, und unheimlich wurde seine Ungeduld. „Wo ist sie?“ rief er.

„Wen meinst Du?“ fragte die Klosterfrau. „Es gibt hier keine Milada, Du bist wohl fehlgegangen.“

Schon wollte sie ihn abweisen, da erinnerte er sich des Talismans, den er besaß, und überreichte den Brief.

Die Nonne betrachtete eine Weile die Aufschrift: „Ja so,“ sagte sie. „Liebes Kind, Deine Schwester heißt bei uns Maria. Du kannst sie jetzt nicht sehen, sie ist in der Kirche.“

Pabel erklärte, er wolle auch in die Kirche, und dabei nahm sein Gesicht einen so entschlossenen und bösen Ausdruck an, daß der Pfortnerin angst wurde. Sie bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, daß er warten müsse, bis die Messe beendigt sei, führte ihn in ein an die Halle stoßendes Zimmer, ließ ihn dort allein und schloß hinter ihm die Tür.

Da war er ein Gefangener. Der düstere Raum, in dem er sich befand, hatte keinen zweiten Eingang, dafür aber drei mit schweren bauchigen Gittern versehene Fenster. Sie öffneten sich auf einen mit Obstbäumen bepflanzten Rasenplatz, in dessen Mitte, altersgrau und verwittert, eine Muttergottesstatue stand, ein buntes Kränzlein auf dem Haupte,

und Pabel dochte gleich, niemand anders als Milada habe das geflochten . . . Wenn sie doch käme, bald käme, wenn doch die Messe schon vorüber wäre! . . . Glockenklang erhob sich, es wurde zum Sanctus geläutet; nun folgte die Wandlung, Pabel sank auf die Knie und betete inbrünstig: „Lieber Gott, schick mir meine Schwester!“ Er sehnte sich, er hoffte, er wartete — die Glocken hatten längst zum Segen geläutet, die Kleine erschien immer noch nicht. Und still war's ringsum wie in einer leeren Kirche. Kein Mensch im Garten zu erblicken, in der Halle kein Laut, kein Schritt zu hören. Pabel warf sich gegen die Thür und polterte mit Händen und Füßen, so lange er konnte. Umsonst, niemand kam, ihn zu erlösen. — Erschöpft und verzweifelt ließ er sich auf den Boden sinken vor einen großen Tisch, der, nebst einigen an die Wände gerückten Stühlen, die ganze Einrichtung der Stube bildete.

„Sie kommt nicht, sie kommt nicht, und mich hat man eingesperrt und vergessen —“ das sagte er sich, anfangs mit zorniger Empörung über etwas Abscheuliches und Unerhörtes, zuletzt mit stumpfer Ergebung in das Unabänderliche. Sein Kopf wurde immer schwerer, seine Augen fielen zu, er schlief ein. So fest, so tief schlief er, daß ihn das Geräusch der plötzlich aufgerissenen Thür nicht weckte; daß er erst zum Bewußtsein kam, als ein paar kleine Arme ihn umklammerten, eine liebe, geliebte Stimme jauchzte:

„Pabel, Pabel, bist Du endlich da?“

— Er riß die Augen auf, sprang empor, — schaute, wurde feuerrot, hätte auch gern etwas gesagt und konnte nicht — braunte danach, sie an sein Herz zu ziehen und wagte es nicht. — Ach, schön, schön hatte er sich seine Schwester vorgestellt, aber so schön, wie sie ihm in Wirklichkeit erschien, doch nie und nimmermehr!

— Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das im Schnitt ein wenig an einen priesterlichen Talar mahnte, und auf der Brust ein silbernes Kreuz. Ihre blonden Haare waren in einen Jopf geflochten, der ihr über den Rücken hing bis zum Gürtel; an der Stirn, den Schläfen, im Nacken kräuselten sich, der glättenden Hand eigenhändig entschlüpft, kleine, feine goldige Löckchen und umgaben den Kopf wie ein Heiligenschein.

Immer schwerer wurde die Bewunderung, mit der Pabel das Kind betrachtete; plötzlich trübten sich seine Augen; er hob den Arm empor und preßte ihn an sein Gesicht.

Dieser seltsamen Begrüßung gegenüber blieb die Kleine eine Weile ratlos, umfing ihren Bruder aber bald von neuem, und unter ihren Liebkosungen wich der entfremdende Wahn, der ihn bei ihrem Anblick ergriffen hatte. Er setzte sich, nahm sie auf seinen Schoß küßte und herzte sie und ließ sich von ihr erzählen, wollte auf das Genaueste wissen, wie sie lebte, was sie tat, was sie lernte, vor allem jedoch — was sie zu essen bekam. Er staunte, wie geringen Wert sie auf diese so wichtige Sache legte, wie ihr um nichts so sehr zu tun war, als darum, das bravste Kind im ganzen Kloster zu sein, und um die Anerkennung dieser Tatsache.

„Es ist schwer, die Bravste zu sein, weil so viele gute Kinder da sind; aber ich bins' doch!“ sagte sie, richtete sich freudig auf und rief mehr im Tone der Ueberzeugung als der Frage: „Du bist auch brav?“

— „Ja?“ entgegnete er voll ehrlicher Bertwunderung, — „wie soll denn ich brav sein?“

Ohne die verschränkten Finger von seinem Nacken zu lösen, streckte sie die Arme aus, bog sich zurück, sah ihm in die Augen und sprach:

„Wie Du brav sein sollst? — So halt — wie man halt brav ist; man tut nichts Unrechtes . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gemeinde-Alte.

Von M. Konopnicka.

„Hundertundsechzig!“ ruft plötzlich jemand aus dem Winkel. Man sah sich um, glaubte sich verhört zu haben. Gewöhnlich ließ man je fünf, höchstens je sieben Franken nach. Aber daß jemand fünfzehn Franken mit einem Male weniger bot, das war unerhört.

Der Herr Rat in eigener Person blickt neugierig nach dem Winkel des Saales, auch der alte Kunz erhebt den Kopf und läßt.

Etwas seitwärts, nahe bei der Thür, hinter den Schultern der Stiganten steht sein Sohn, an das Geländer gestützt, mit der

kurzen Pfeife im Munde. An der Hand führt er seinen jüngsten Knaben.

Der Alte öffnet den Mund und sieht drein mit einem Gemisch von Furcht und Hoffnung.

Der Sohn drängt sich bis an das Gitter hindurch und steht nun in erster Reihe mit erhobenem Kopfe. Kein Mensch nimmt ihm das übel.

Einen ganzen Haufen Kinder hat er, selber muß er schwer arbeiten. Ein Mund mehr bei der Schüssel bedeutet viel, dort, wo die, die schon dabei sitzen, auch nicht immer satt werden. Umsonst kann er den Vater nicht halten. Gott ist Zeuge, er kann nicht. Aber mit dem, was die Gemeinde zuzahlt, will er es versuchen. Er verlangt nicht viel. Er läßt sofort dreimal so viel nach, als jemand von den Fremden. Er will an der Gemeinde und an dem Alten nichts verdienen. Nur die Kosten, wenn auch nicht ganz, möchte er hereinbringen.

Alle begreifen das ganz gut; ein jeder von ihnen würde auch so handeln. Ein Mensch nützt sich ab wie jedes andere Ding auch, und das Abgenutzte ist lästig. Wer die Mittel hat, der kann auch einen Großvater ernähren, geschweige denn einen leiblichen Vater; aber wer nicht die Mittel hat, kann nicht stehlen gehen. Das ist klar wie die Sonne.

Aber gleichwohl fällt von dieser Sache, die so klar ist wie die Sonne, ein düsterer Schatten auf alle Stirnen. Die Leute blicken sich von der Seite an, als wollten sie, als könnten sie einander nicht in die Augen sehen. Die Stille dauert länger als gewöhnlich. In dieser Stille vernimmt man das schwere, wie ein Stöhnen klingende Seufzen des alten Kunz.

Der Herr Rat mustert mit scharfem Blicke die Anwesenden. Offenbar wird der Sohn sich behaupten.

„Also, meine Herren!“ beginnt er nach kurzer Pause, „also, meine Herren, die letzte Offerte erhält sich. Hundertundsechzig Franken! Das freut mich, das freut mich sehr!“

Hier brach er ab. Im Grunde weiß er nicht, worüber er sich so sehr freut; denn daß es ihm Vergnügen macht, sie alle alsbald los zu werden, das kann er ihnen doch nicht so ohne weiteres ins Gesicht sagen.

Aber diese Ansprache war verfrüht. „Hundertundfünfundfünfzig!“ bietet der Tödi-Mayer und wipft sich mit dem roten Taschentuch die breite, schweißende Stirn. Schweigend zieht sich der Sohn von den Gitterstäben zurück und facht das Feuer in der erlöschenden Pfeife an. Aber das Kind, das er an der Hand führt, hat den Alten bemerkt.

„Großpapa! Großpapa!“ ruft es mit seiner dünnen, durchdringenden Stimme.

Der Alte kann den Enkel nicht sehen, er hört nur seine Stimme. Ein Lächeln voll wehmütiger Rührung erweitert seine welken Lippen. Freudig schüttelt er den Kopf und macht eine Bewegung, als wollte er eine Priese nehmen. Na, es geht ja, gottlob, es geht. Alles kann noch gut werden. Alles kann gut werden.

„Hundertundfünfzig!“ ruft der Sohn.

Aber der Tödi-Mayer will nicht weichen. Er hat sich verbissen. Er gehört zu denjenigen, die sich zu jeder Weite erheben. Was heißt das: Sohn? Der Sohn mag ihn unentgeltlich nehmen. Für das Geld der Gemeinde kanns jeder, hat jeder gleiches Recht.

„Hundertfünfundvierzig!“ ruft er mit erhobener Stimme.

Der Sohn wendet den Kopf und blickt den Tödi-Mayer von oben an, indem er leicht die Brauen runzelt.

Eine Weile überlegt er, dann macht er eine gleichgültige Handbewegung. Mehr kann er nicht riskieren. Er hat das Seinige getan, aber riskieren kann er nicht. Sein schwarzer Kopf mit den schlichten Haaren und dem viereckigen, hölzernen Gesicht zieht sich aus der Reihe zurück, und die hohe, knochige, etwas nach vorn gebückte Gestalt schreitet durch den Saal auf die Thür zu.

Der Alte blickt seinem Sohne nach; er ist unruhig und streckt den Hals hervor, das linke Augenlid beginnt ihm nervös zu zittern. Jetzt sieht er alt, sehr alt aus. Der Tödi-Mayer wird gewahr, daß er kein glänzendes Geschäft gemacht, und flüstert mit dem Gevatter Sprüngli.

Da schlägt der Rat mit der Faust auf den Schreibtisch.

„Also,“ beginnt er mit seiner klangvollen, hellen Stimme. „Hundertfünfundvierzig Franken! Zum ersten . . . zum zwei . . .“

„Mit Verlaub!“ unterbricht ihn plötzlich der Tödi-Mayer. „Gehört diese Zoppe wirklich dem Alten?“

Der Herr Rat fürcht die schöne glatte Stirn.

„Es kann nicht Sache der Gemeinde sein, sich in solche Untersuchungen einzulassen!“ versteht er würdevoll, während der Amtsdienner sich nach einem Winkel wendet und laut hustet.

„Was heißt das: nicht Sache der Gemeinde?“ nimmt sich Sprüngli des Nachbarn an. „Die Gemeinde muß doch wissen, was sie gibt, und wer nimmt, muß wissen, was er nimmt. Das ist klar.“

„Gehört die Zoppe dir?“ wendet sich der Tödi-Mayer unmittelbar an den Alten.

Kunz scheint jedoch nicht zu hören.

Sein linkes Augenlid zittert immer stärker, der Blick wird starr. Er sieht den Sohn sich entfernen und an der Thür verschwinden. Einen Augenblick später sieht er ihn noch durch das geöffnete Fenster und hört das Schwägen des Kindes. Sie gehen . . . sie sind vorüber.

Der Alte läßt das Haupt sinken, dann schüttelt er es schwei-

gend. Er brückt die Augenlider aus ganzer Kraft zusammen. Etwas brennt ihm in den Augen, etwas Salziges, Bitteres . . . Es brennt und sticht . . .

„Hörst du nicht, Alter?“ wiederholt der Löbi-Mayer noch lauter. „Hat dir jemand die Zoppe ausgeborgt, oder gehört sie dir?“

Kunz Wunderli hat endlich vernommen. Er wird besangen, sieht sich selber an, beginnt schnell mit den roten Augen zu blinzeln und wirft verstoßene Blicke nach der Ecke, wo der Amtsdienner steht. Der Löbi-Mayer schlägt mit der Faust gegen die Gitterstäbe.

„Aber das ist ja Betrug!“ ruft er wütend aus.

„Ganz richtig!“ stimmten die anderen bei.

Im Saale wächst das Geräusch; die Entrüstung teilt sich allen mit.

„Wenn ein Mensch Mitleid hat,“ ruft der Löbi-Mayer und legt seine großen, roten Hände auseinander, „wenn ein Mensch Mitleid hat und sich für dieses Spottgeld solch eine Bürde auf den Hals lädt, so hat er wenigstens das Recht, zu fordern, daß das Geschäft ehrlich sei.“

„Ganz richtig!“ bestätigen viele Stimmen. Sprüngli spricht am lautesten. In das Gesicht des Herrn Rat schießt eine Zornesflamme.

„Zieh den Oberrock aus!“ schreit er, und Kunz Wunderli beginnt hastig die Knöpfe zu lösen.

Aber das geht nicht leicht. Seine Hände zittern, die zusammengekrampften Finger treffen nicht gleich zu den Knopflöchern. Der Amtsdienner hilft ihm, indem er ärgerlich die Ärmel herunterzieht. Als Gemeindebeamter fühlt er sich beinahe ebenso betroffen, wie der Herr Rat selber.

„Krautkopf! Raugenichts!“ flüstert er mit gedämpfter ärgerlicher Stimme, indem er abwechselnd bald an dem einen, bald an dem anderen Ärmel des unglücklichen Oberrocks zerrt. Als das Oberkleid fällt, wird das nackte Elend der eingefallenen Brust und der ausgetrockneten Rippen sichtbar, die von einem jämmerlich geflickten Hemde und den Trümmern einer leichten Weste notdürftig verdeckt sind.

Der alte Wunderli zittert stark, teils vor Kälte, teils aus Furcht. Es ist an den Tag gekommen . . . Was soll nun geschehen? Alles ist an den Tag gekommen . . .

In seiner ungeheuren Verwirrung erhebt er die zitternden Hände zum Halse und bemüht sich, die vom Amtsdienner so kunstvoll geknotete Schleife zu lösen.

„Auch das Tuch gehört nicht dir?“ schreit der Löbi-Mayer, ganz wütend vor Enttäuschung.

„Gehört nicht mir,“ antwortet mit kaum hörbarem Geflüster Kunz Wunderli.

Der Amtsdienner reißt ihm das Tuch aus der Hand.

„Krautkopf . . . Esel . . . Schafskopf . . .“ Inurzt er mit Nachdruck durch die Zähne.

Die Geschichte mit dem Tuche erzürnt ihn noch mehr als jene mit dem Rocke. Die Idee, dem Kandidaten einen Rock auszuborgen, war nicht sein Eigentum, der Herr Rat hatte sie ihm im Vorbeigehen eingegeben mit der Bemerkung, der Kandidat wäre zu schlecht gekleidet, um sich in amtlichen Teile des Saales zeigen zu können.

Aber das Tuch! Das Tuch war der eigne Einfall des Amtsdienners. Er hatte es selber geknotet, hatte in dieses Werk etwas von seinen künstlerischen Instinkten, etwas von der eignen Seele hineingelegt. Es war übrigens gar nicht nötig, das Tuch abzuliegen, keiner beargwöhnte es, keiner fragte danach. Der Amtsdienner ist so gereizt, daß er diesen blauen Baumwollfaden in der Hand zerfnüllt und ihn mit Abscheu unter den bei der Tür stehenden Rechen wirft. Er kann in diesem Moment seiner Entrüstung und Verachtung keinen kräftigeren Ausdruck verleihen.

Und Kunz Wunderli steht indessen vor dem Publikum beschämt, gebeugt, jeglichen Zaubers entkleidet. Jetzt erst kann man seine Knie betrachten, die so sehr nach vorne gekrümmt sind, daß die ganze Gestalt mehr zu sitzen als zu stehen scheint; jetzt kann man seine ausgedehnten, schweren Füße sehen und die Ellbogen, deren Knochen durch die Haut schimmern. Aber der Hals des Alten macht einen erheiternden Eindruck. Er ist so dünn, daß es den Anschein hat, man könnte ihn mit einem Peitschenhieb durchschneiden. Dieser Hals verleiht dem Alten das Aussehen eines gerupften Vogels, um so mehr, als der Kopf, nicht mehr durch den steifen Knoten gestützt, bei diesem dünnen, wellten Halse ungeheuer groß und schwer erscheint. Er sinkt bald auf die eine, bald auf die andere Seite, in die tiefgefurchte Höhle des Schlüsselbeins.

(Schluß folgt.)

Gegen den Sport, für das Spiel!

Das Gegengewicht gegen die heutige Art der Sportsfegerei ist die Wiederbelebung und Erstarbung des reinen Spieltriebs. „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Das sagt kein Geringerer als Schiller. In erster Reihe wollen wir Bewegungsspiel- und Reigentänze großen Stils im Freien zweckmäßig erscheinen, die weiteren Volkstänzen wieder Rhythmus und Schwung, körperliche Disziplin und organisatorische Zucht im Wunde mit freier Luft und Lebensfreude befringen, die sie aus ihren dunkeln Klauen und Trinstuben herausholen und in freier, frischer Luft in harmonischer Bewegung wieder aufatmen lehren. Die einzige organisierte körper-

liche Volkserziehung, die wir haben, besteht einerseits in der ganz einseitigen militärischen Zucht und Disziplin, andererseits in der turnerischen Bewegung, die in den alljährlich großen Turnfesten gipfelt, die aber auch längst sportlich entartet sind. (Von den Festen der Arbeiter-Turnvereine darf man zwar nicht das nämliche sagen, aber auch dort wäre manches zu beherzigen, was der Verfasser ausführt. Neb.)

Als Gegenstück zu diesen sportlichen Turnfesten würden wir Volksbewegungsspiele großen Stils empfehlen, besonders Tanz- und Reigentänze großen Stils von Frauen und Mädchen.

Der Sport, wie er heute betrieben wird, ist eine einseitige Betätigungsweise und jede Einseitigkeit wirkt verändernd, verzerrend auf den Organismus zurück. Er hat sich zu einer Pedanterie großen Stils ausgewachsen, und jede Pedanterie wirkt degenerierend. Man hat neuerdings herausgefunden, daß einseitige Lebensweise wie gewohnheitsmäßiger Genuß weit verhängnisvoller für die Nachkommenschaft werden als gelegentliche Erzeße. Früher war man in dem Irrtum besangen, die Inzassen der Zucht- und Irrenhäuser ausschließlich für Abkömmlinge von Trunfembolden und Wüstlingen zu halten. Inzwischen hat sich ergeben, daß die zumeist ohne Nachkommenschaft bleiben oder eine solche zeugen, die nicht lebensfähig ist und früh wegstirbt. Die Inzassen jener Anstalten aber sind nicht zum wenigsten als Abkömmlinge biederer Philister, Bedanten und Stammtischbrüder erkannt worden, die allabendlich ihr Quantum Alkohol gesund verdauen. Solch ein gewohnheitsmäßiger Genuß wirkt weit mehr zerrütend auf die Fortpflanzungskräfte als dann und wann ein scharfes Trinkgelage. Und wie alles Gewohnheitsmäßige, so hilft aller einseitige pedantische Lebenstrieb, ob nun großen oder kleinen Stils, die Fülle der stumpfsinnigen und unfähigen Existenzen erzeugen. Denn auch diese Lebensweise rächt sich, wie Hädel dargetan hat, immer erst an der Nachkommenschaft, während die gegenwärtigen Stützen der Gesellschaft sehr wohl dabei gedeihen mögen. „Gewisse Veränderungen des Organismus“, sagt Hädel, „die durch den Einfluß der Nahrung und überhaupt der äußeren Einwirkungen bewirkt werden, äußern sich nicht in der individuellen Formbeschaffenheit des betreffenden Organismus selbst, sondern in der seiner Nachkommen“. Daher auch die zumeist minderwertige Nachkommenschaft der Familien, die die sogenannte „Gesellschaft“ ausmachen. Es ist erwiesen, daß die Familien der oberen Stände selten länger als zwei Generationen ausbauen, in der dritten gehört ihre Nachkommenschaft meistens nicht mehr der „Gesellschaft“ an und ist deklassiert, in der vierten stirbt sie in der Regel aus. Wenn die Gesellschaft nicht unaufrichtig aus den unteren Volksschichten durch frische, kräftige, aufstrebende Elemente ergänzt würde, hätte sie längst zu erlöschen aufgehört. Das Volksleben läßt sich mit dem Champagner vergleichen, der unaufhörend moussierend Blasen nach oben treibt, die, sobald sie die Oberfläche erreichen, platzen.

So ergeht es den Individuen, sobald sie mit dem Gesellschaftsleben und seiner Konvention, seiner Pedanterie und dem einseitigen Lebensbetrieb in Berührung kommen. Das Spezialistenleben hat das moderne Geistesleben zerrütet und zerflüddelt. Der verhängnisvolle Spezialismus für das körperliche Leben ist der einseitige Sportsbetrieb, der sich noch anders an der Nachkommenschaft rächen wird.

Der Sport erlbt und überreizt; er verbildet den Körper, indem er einzelne Organe vor anderen entwickelt. Der Spiel hingegen, unter dem wir besonders das freie Bewegungsspiel verstehen, hält das ganze körperliche Leben gleichmäßig in Aktion und treibt das Blut erwärmend durch alle Adern und Poren; es erschöpft nicht, es belebt und bringt das körperliche Leben zu seiner höchsten Blüte. Man vergleiche die Sportsleute damit, sie sehen nicht frisch und froh aus, sondern bleich und abgepannt, sie atmen dumpf und schwer, sie leuchten.

Vom freien Spiel aber kommen die Menschen mit glühenden, blühenden Gesichtern, leuchtenden Augen und tiefatmenden Lungen. Kein besseres Zeugnis dafür, was ungesund und was gesund ist. So können wir dem allein vom Spiel eine Erneuerung und Verjüngung unseres Volkes erwarten, das auf Höhen führt, die es nicht mehr fern im Gebirge zu suchen braucht, um sich zu erfrischen und freie, reine Luft zu atmen — und es lehrt die Höhe, Natur Schönheit und Harmonie nicht mehr nur draußen, sondern in sich selbst zu suchen und zu gewinnen, sie einer Nachkommenschaft zu übermachen, die nicht mehr oder doch immer weniger in irgendwelchen Anstalten geborgen zu werden braucht. Heinrich Driesmanns.

Der Schmied.

Fast überall im Altertum, und noch jetzt bei den Völkern niedriger Zivilisation, nimmt der Schmied eine von den übrigen Volksgenossen abgeforderte Stellung ein. Vielfach steht sein Gewerbe in hoher Achtung; meist aber verbindet sich mit dieser Achtung eine Scheu, die nicht selten ganz absonderliche Formen annimmt. Von Hephästos, dem göttlichen Eisenschmied der Griechen, berichtet der alte Sänger Homer in seiner Ilias mit bewundernden Worten. Ihm entspricht in der germanischen Mythologie der hinkende Wieland der den Göttern und Helden ihre lobbringenden Schwerter schmiedet. Das erste Buch Moses erwähnt ausdrücklich Tubal-Kain, den Meister in allerlei Erz- und

Eisenwerk; und die indische Rigveda, das uralte Religionsbuch, vergißt ebenfalls nicht, des ersten Schmiedes zu gedenken. Der große Wert und Nutzen der Eisenbearbeitung wurde überall, wo dieselbe aufkam, sofort erkannt; demgemäß schätzte man den Schmied und glaubte, der Erfinder so nützlicher Gantierung könne nichts Geringeres als ein Gott oder mindestens ein gottverwandter Held gewesen sein. Gleichzeitig aber — und das ist das Merkwürdige — wird an vielen Orten der Erde der Schmied tief verachtet, und jede Gemeinschaft mit ihm wird gemieden. Man betrachtet ihn, der mit seinen Händen so Kunstreiches zu schaffen versteht, als im Wunde mit Geiftern stehend. Neben seiner wertvollen und geschätzten Metallarbeit traut man ihm auch allerlei böse Künste, Zauberei und Tücken zu. Daher seine merkwürdige Doppelstellung bei manchen Völkern. —

Auf germanischem Boden haben in alter Zeit oft Freie und sogar Fürsten, die es unter ihrer Würde schätzen mußten, andere Handwerke zu treiben, sich der Schmiedekunst mit Vorliebe befleißigt. Bei den Briten durfte neben dem Priester und dem Sängler auch der Schmied niemals Verbeigener sein. Sklaven, die in der edlen Schmiedekunst geschickt und bewandert waren, wurden weit höher gewertet als andere, und ihre Tötung wurde schwerer geahndet. In den Gesechten hamitischer Völkerrassen Afrikas pflegt noch heute der Schmied vom drohenden Schwerte des Feindes verschont zu werden, wenn er sich im Augenblick der Gefahr durch Auseinanderreißen seines Mantels als solcher zu erkennen gibt. In vielen Gegenden Afrikas, wo die Eisentechnik seit Jahrhunderten in hoher Blüte steht, bilden die Schmiede eine besondere Kaste; am Kongo schreibt man ihnen geradezu königlichen Rang zu; häufig ist der Schmied gleichzeitig Priester und Mediziner. Das hindert aber nicht, daß man die Eisenarbeiter vielfach als Ausgestoßene betrachtet, ihren Verkehr meidet und sich von ihnen möglichst fern hält. Man fürchtet eben ihre geheimnisvollen Kräfte; selbst Sklaven verschmähen, sich mit Angehörigen der Schmiedezunft zu befreunden oder gar ehelich zu verbinden. —

Daß vorzugsweise solche Völkerrassen, die selbst nicht bis zur Eisenverarbeitung gelangt sind, im Schmied eine geheimnisvolle Persönlichkeit sehen, der sie nur mit einer obergläubischen, aus Furcht und Hochachtung gemischten Scheu nahen, ist erklärlich. Ein merkwürdiges Beispiel hierzu liefern die auf sehr niedriger Kulturstufe stehenden Webda auf Ceylon. Selbst ohne jede Metalltechnik, sind sie rings von den metallverarbeitenden Singhalesen umgeben, von denen sie zwar den Gebrauch eiserner Geräte und Waffen, nicht aber deren Fabrikation übernommen haben. Sie sind also auf die Dienste des singhalesischen Schmiedes angewiesen, wagen aber nicht, direkt mit ihm zu verkehren. Bedürfen sie einer neuen Waffe oder eines neuen eisernen Handwerksgerätes, so legen sie in der Nähe der Schmiedewohnung das aus einem Blatt ausgeschnittene Muster des gewünschten Fabrikates samt einem Stück Fleisch zur Nachtzeit stillschweigend nieder. In der folgenden Nacht holen sie das Bestellte am gleichen Orte fertig ab. Befriedigt es ihre Erwartungen, so legen sie wohl, um ihre Gegenleistung angemessener zu gestalten, noch ein zweites Stück Fleisch an der Stelle des wortlosen Tauschverkehrs nieder. Niemals aber würden sie sich entschließen, des geheimnisvollen Schmiedes Hütte selbst zu betreten oder sich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen.

Nicht nur in den Märchen und Sagen des Volkes vermag der Schmied Wunder zu tun, aus der Ferne jemanden zu schädigen oder gar zu töten, nein, man schrieb ihm auch tatsächlich auf dem Boden europäischer Kulturländer noch im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit Heilkraft und vererbliche Zauberkunst zu. Das Volk wandte sich in Krankheitsfällen oft lieber an den Schmied als an den Arzt. Es keilte sich der Schmied mit dem Schäfer in jene Beliebtheit — nicht immer zum Wohle der Kranken. In Schottland brachte man mit der englischen Krankheit behaftete Kinder zum Schmied, damit er sie heile. Und in Deutschland war es zeitweise üblich, daß er die Funktionen unserer heutigen Hebammen verrichtete.

Als eine sehr merkwürdige und, soviel wir wissen, vereinzelt dastehende Tatsache sei noch erwähnt, daß bei einem indianischen Stamme von Nordamerika die Erfindung der Schmiedekunst einer Frau zugeschrieben wird. Wenngleich im Beginn aller menschlichen Zivilisation das Weib Pflegerin und Hüterin einiger grundlegenden Kulturtätigkeit gewesen ist — man darf ihm z. B. einen ganz hervorragenden Anteil am ersten Anbau von Nutzpflanzen zuschreiben, und auch bei der Erfindung und ersten Ausübung der textilen Künste spielt die Frau eine wichtige Rolle —, so mag doch gerade die Kunst der Eisengewinnung und -verarbeitung vielleicht am allerwenigsten zuerst der weiblichen Hand entsprossen sein. S. L.

Kleines feuilleton.

Archäologisches.

Ausgrabungen im heiligen See der Inkas. Zwischen den einsamen und unwegsamen Nordbergen in Kolumbien, wo zwischen zackigen Felsklippen 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel die stille Wasserfläche des sagenumwobenen Guatavitaees blinkt,

herrscht seit einigen Monaten eifrige Tätigkeit; Ingenieure, Bandmesser und Erdarbeiter sind am Werke. Es sind die Vertreter und Angestellten einer großen englischen Gesellschaft, die in aller Stille den Plan gefaßt hat, den berühmten See trocken zu legen und auf seinem Boden nach den sagenhaften Schätzen zu fahnden, die die Inkas seinerzeit bei ihrer Knechtung durch die Spanier in den Tiefen des heiligen Sees vor der Habgier ihrer Lebertwinder in Sicherheit brachten. Der größte Teil des Wassers ist bereits abgeleitet, und die ersten oberflächlichen Untersuchungen der zurückgebliebenen tiefen Sumpfschicht haben bereits eine ganze Reihe von kostbaren Gesteinen und Gegenständen aus lauterem Golde ans Tageslicht gebracht, die bereits für sich ein stattliches Vermögen repräsentieren. Bereits die ersten Arbeiten belohnten die modernen Schatzgräber durch die Auffindung eines massiven großen Bandes aus schwerem Golde, man fand eine großen Goldkessel, zwei goldene Schlangen, 20 Smaragden von ansehnlicher Größe, zwei seltsame Statuetten, die offenbar Weihgeschenke waren und ebenfalls aus purem Golde gearbeitet sind, sowie eine ganze Reihe güldener Arm- und Fußspangen. Das wissenschaftlich interessanteste Stück unter den bisherigen Funden ist zweifellos eine große Goldschüssel, in der alle Zeichen des Kalenders der Inkas kunstvoll eingraviert sind. Diese überraschenden positiven Ergebnisse der so oft geplanten Suche nach dem Schatz der Inkas bilden allem Anschein nach die ersten Vorläufer für weitere Funde; nun, nachdem, wie ein amerikanisches Magazine darlegt, der Seeboden freiliegt, harret der Schatzgräber, die mit allen Mitteln der modernen Technik arbeiten, die Aufgabe, die zurückgebliebene große, an 10 Meter tiefe Sumpfschicht zu durchsuchen. Nach den alten Traditionen und nach den Forschungen über die Gebräuche der Inkas galt in alten Zeiten der Guatavitaee als die Wohnstätte der Gottheit, die dem Volke jenen Reichtum an Geld und Juwelen schenkte, durch den die Inkas berühmt waren. Zu bestimmten Zeiten des Jahres, hauptsächlich zu Beginn des Frühlings und zu Beginn des Herbstes, wurden der Gottheit große Opfergaben aus Gold und Edelsteinen dargebracht.

Aus dem Pflanzenleben.

Pilzexplosionen. Es läßt sich eigentlich kaum noch begreifen, daß nach einer alten Regel gelehrt wurde, die Pflanzen hätten keine Bewegungsfreiheit und darin bestünde ihr wesentlicher Unterschied vor den Tieren. Die Bewegungen der Pflanzen sind vielmehr von einer sehr vielseitigen Art und beschränken sich durchaus nicht auf das Wachstum. Allerdings haften weitaus die meisten Pflanzen mit einer Wurzel an einem bestimmten Platz im Boden, aber es fehlt nicht an Tieren, die ganz ebenso eine feststehende Lebensweise führen. Die wunderbaren Vorrichtungen bei den insektenfressenden Pflanzen beispielsweise, bei denen sich auf bestimmte Reize hin ein Deckel über einer Falle schließt, sind doch kaum in geringerem Sinne Bewegungen wie das Auf- und Zugehen einer Muschel. Aber auch bei den niedersten Pflanzen kommen sehr ausdrucksvolle Bewegungen vor, nur daß sie weniger willkürlich erscheinen und sich gewöhnlich eng an die Vorgänge von Wachstum und Fortpflanzung anschließen. Bekannt sind die Einrichtungen, um verschiedenen Gewächsen eine möglichst große Ausbreitung zu verschaffen, indem die Samen weithin ausgestreut werden. Bei zahlreichen Pflanzen wird diese Absicht dadurch erreicht, daß die Samen zu einem leichten Spiel für den Wind gemacht werden. Bei andern werden sie durch wahre Explosionen aus den Kapselformen nach allen Richtungen hinausgeschleudert. In solcher Weise besorgen auch manche Pilze die Verteilung ihrer Sporen. Professor Wuller, der jetzt eingehende und fesselnde Forschungen über Pilze veröffentlicht hat, stellt fest, daß ein einziger Pilz zwei Tage lang in jeder Minute rund eine Million Sporen ausstößt, die durch eine starke Belichtung sichtbar gemacht werden können. Auf diesem Wege konnte der Forscher sogar die Geschwindigkeit messen, mit der die Sporen vom Pilz ausgeworfen wurden. Diese betrug 40 Zentimeter in der Sekunde im waagerechten Sinne, aber schon nach einem Weg von 2 Millimetern beginnen die Samen zur Erde zu fallen. Diese Ziffern deuten auf eine ganz außerordentliche Kraftentfaltung des niedern Gewächses.

Technisches.

Leuchtgas aus Abwässerrückständen. Ein Verfahren, um die aus den Fabriken und Haushalten stammenden Abwässer nicht nur ihrer schädigenden Wirkungen zu berauben, sondern auch für die Industrie weiter nutzbar zu machen, ist, wie der „Chemisch-technische Ratgeber“ (Nr. 3) mitteilt, in Brünn (Oesterreich) seit zwei Jahren eingeführt worden. Die Ergebnisse des zweijährigen Versuches, der auf diesem Gebiet vorläufig einzigartig ist, liegen nunmehr vor und sind in jeder Richtung als befriedigend anzusehen. Die Gesamtmenge der Abwässer in Brünn beträgt 23 000 Kubikmeter in 24 Stunden. Auf ein Kubikmeter entfallen 16 600 Gramm fester Bestandteile, deren Brennbarkeit der des Kohles gleich. Täglich werden 37 Tonnen trockenen Schlammes hergestellt, der ähnlichen Fabrikationsmethoden unterworfen wird, wie sie bei der Gewinnung von Leuchtgas aus Kohle Verwendung finden. Das gewonnene Gas unterscheidet sich in nichts von dem gewöhnlichen Rohlengas. Der Ertrag der Produktion beziffert sich von 100 Kilogramm trockenen Schlamm auf 23,8 Kubikmeter Leuchtgas und 14,5 Kilogramm Koks.